

# DÜSSELDORFER MONATHEFTE

mit Illustrationen von

A. Achenbach, O. Achenbach, Beck, Beckmann, Camphausen, L. Des-Coudres,  
Erdmann, J. Fay, A. Flamm, Hofemann, Hübner, Jordan, Kraft, Lachenwiz,  
Lessing, Leube, Lillotte, Meyer, von Normann, Reinhardt, Chr. Reimers,  
Scheuren, Dr. Schröder, Schrödter, Sonderland, Süs, Ch. und F. Schlesinger,  
Cidemand, Vantier, Wieschebrink, A. Wolff, A. v. Wille u. m. A.

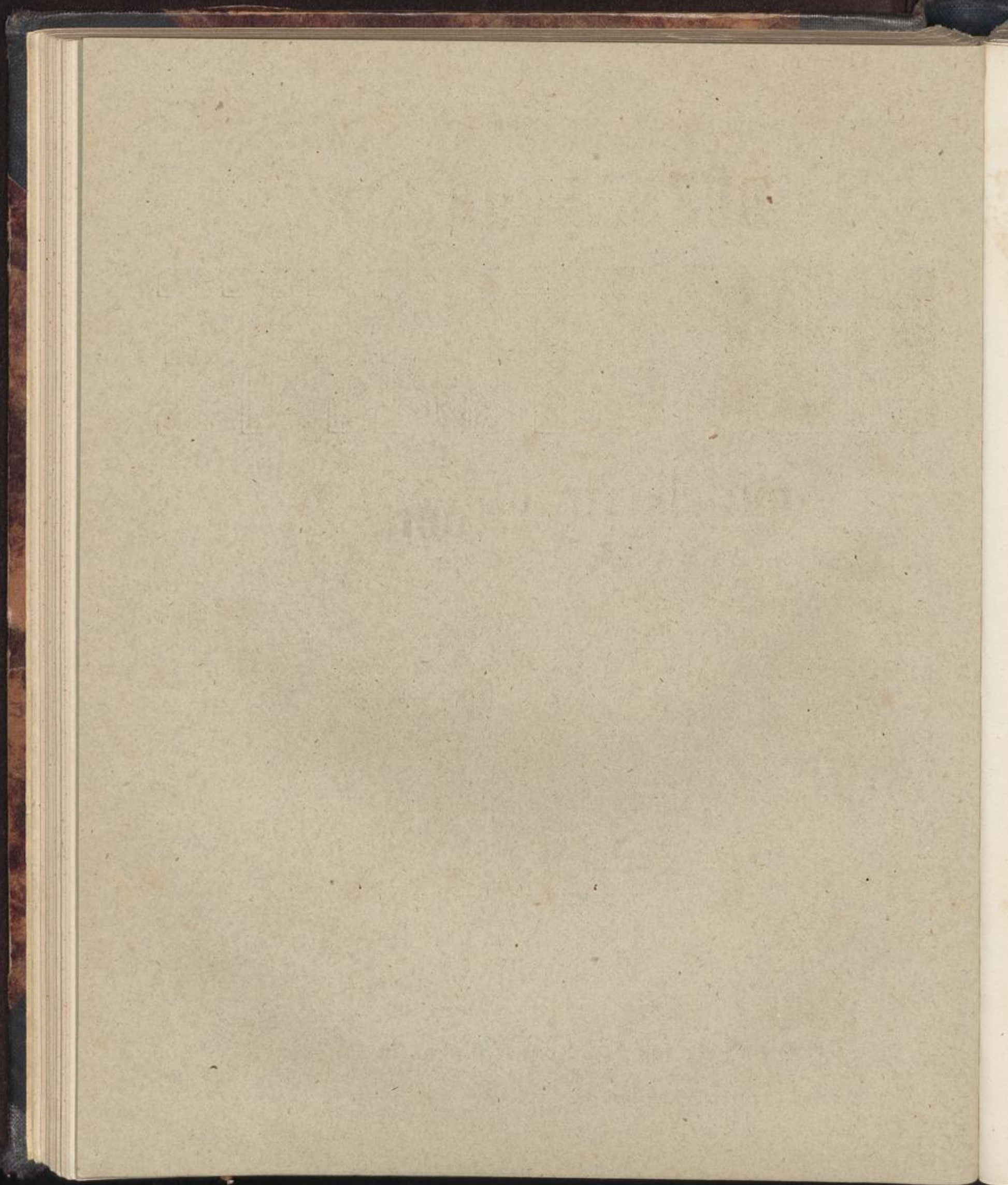
Redigirt von der Verlagsbandlung.

**BAND X.**

**HEFT XVII-XX.**

Druck und Verlag von Arnz & Comp. in Düsseldorf.







# Geschwindigkeit ist keine Hexerei,

oder:

Die zwei Schauspieler in der Verschwindungs-Perspektive,

oder:

## Kein Gedanke ohne Stiefel.

Lustspiel in 3 Akten, dessen Ausgang einen traurigen Eindruck macht.  
Zum Schlusse wird ein lebendes Bild in zweifelhafter Beleuchtung gestellt.

### Personen.

Die Haupthelden des Stücks sind:

Schulze, Komiker — sonst ein Mensch voll schlechter Streiche.  
Frisze, sein Kollege — sonst spielt er Liebhaber und Beschützer der allgemeinen Menschenrechte.  
Ein Stiefelpuzer, der bloß in diesem Stück als solcher fungirt, sonst ist er Lampenanzünder.  
Erster Schuster-Meister, } beide ohne Gefellen.  
Zweiter Schuster-Meister, }  
Ein Stiefelzieher, unsichtbare Hühner-Augen, zerrissene Strümpfe.

Ort der Handlung:

In jeder Stadt, wo ein Stadt-Theater ist.

Zeit:

Leider in der Wirklichkeit.



### Erster Akt.

(Frisze, Schulze, nachher der Stiefelpuzer.)

Frisze. Ja! Schulze! So weit wären wir nu!  
Rock, Hose, Weste hätten wir, vom Direktor hawwe  
wir auch die halbe Gage für den letzten Monat,

nu fehlen nur noch die Stiewels. Was ist zu  
machen? — Schulze, fort müsse wir, sonst kriegen  
uns noch die verfluchten Manichäer am Krage!

Schulze (nach langem Sinnen). Frisze! Pah uf!  
Ja hab's! Nur nich bange, bange machen jilt bei





uns nich! (Ruft den Stiefelpuger.) Hören Se mal, mein Jutester, loofen Se mal rasch zum nächsten Schuster und sagen Se ihm, es seyen zwei Herren da, die beide jemachte Stiefel zu loofen wünschten. (Stiefelpuger verschwindet. Vorhang fällt.)

### Zweiter Akt.

(Frisz und Schulze, die sich unterdessen berathen haben treten auf mit dem Schustermeister, der ihnen die Stiefel anpaßt.)

Frisz. Awerst awer! Herr Meister! den linken Stiefel kann ich nicht anbehalten, der drückt mich ferchterlich, den müssen Se mal wieder mitnehmen und weiter machen!

Schulze (ebenfo). I Gott bewahre! Meester sind Se man so freundlich und machen Se mich den rechten Stiefel etwas comfortabler, so kann ich nich drin loofen! Wissen Se was, bringen Se jesälligst die beeden Stiefels morgen früh um neune zu uns.

(Schustermeister ab. Sie verstoßen rasch die beiden zurückgebliebenen Stiefel und rufen den Stiefelpuger.)

Schulze. Wollen Se uns noch eene kleine Jesälligkeit erweisen, so jeben Se mal rasch zu 'nem andern Schuster, der bessere Stiefel hat. Schicken Se ihn man jleich mit zwei Paar jemachten Stiefeln hierher. (Stiefelpuger ab. Im Hinausgehen macht er eine Pantomime, wie wenn er eine Lampe anstecken wollte. Vorhang fällt.)







### Dritter Akt.

(Frisz, Schulze mit dem andern Schuster.)

Frisz. Der linke Stielwöl wäre ganz recht, awerst der rechte ist mir zu enge, wenn Se den wieder mitnehmen und ihn ein bischen ausspannen wollten, so werden wer wohl zum Zweck kommen. Was meinen Se Herr Meister? (Der Meister macht drei summe Verbeugungen.)

Schulze. Nee Meister! (sieht schrecklich an einem Stiefel.) Wie können Se — nur so — einen Stiefel

— machen; der linke is ja velle zu kleene gegen den rechten, den müssen Se mal übers Holz noch spannen! Bringen Se die zwee dann morgen früh um neune zu uns. Adieu — —!

(Kaum hat der Meister die Stube verlassen, so bekleiden sich die zwei Haupthelden des Stück mit den linken und rechten Stiefeln und frazen aus; während beide das bekannte Lied singen: „Und wir müssen aus der Stadt marschiren etc.“ wozu der Chor einzustimmen gebeten wird. Vorhang fällt.)

Lebendes Bild, (Morgen nachher um 9 Uhr.)

Motto: „Zwei Schuster und ein Gedanke!“







1.

Östreicher. No, Kellner! wissen's halt nichts neues? — Kellner. Ja schau's, Herr Schnabelmeier, ich will Ihn'n halt a Räthsel aufgeb'n; 's is halt mein'n Vater sei Sohn und doch nit mei Bruder, was is das? — Östreicher. Ja schau's das weiß i halt nit. — Kellner. Na das bin ich ja selber! — Östreicher. Ach, so, ja!! —



2. Anwendung.

Östreicher. Schau's meine Gnäd'ge, 's is halt mein'n Vater sei Sohn und doch nit mei Bruder, was is das? — Dame. Das sind Sie selbst!! — Östreicher. Ach, woit g'fehlt, dös is der Kellner im Wirthshaus zum Löwen!! —



# Karoline.

## Moralische Erzählung in 7 Kapiteln.

### I.

Ich bin Schriftsteller. Meine gesammelten Werke ruhen noch als Manuscript in den verborgensten Winkel meines Gehirnes. Doch werde ich nächstens sicher etwas schreiben. Ich habe Phantasie, Sinn fürs Romantische. Aus mir wird sicher etwas. So bald ich mein erstes Werk verkauft, schaffe ich mir einen schwarzen Frack an. Für heute bin ich bei der Familie Leinöl eingeladen. Brave Leute! Sehr guten Bordeaux im Keller, die Hausfrau macht ausgezeichneten Häringssalat; die Tochter spielt kein Klavier. Dreimal glückliche Familie! Doch woher einen Frack nehmen? Mein Schneider wird mir helfen! Ich gehe zu ihm, unter den Frackröcken welche ihm zur Reparatur anvertraut sind, paßt mir Einer. Gott sey Dank!

### II.

Beim Anziehen des Fracks gewahre ich in der einen Tasche ein Papier. Soll ich es lesen? Warum nicht? Ich öffne das Papier und lese:

Theruer Eduard!

So eben höre ich welch entseßlicher Schlag Dich getroffen! So hast Du also wirklich Deine Karoline verloren, das liebe kleine Wesen? Mir bricht das Herz wenn ich denke wie traurig Du sein mußt, da Du die verloren, die Du so innig liebtest. Warum liebst Du sie auch alleine ausgehen? Doch vielleicht giebt es noch einige Hoffnung! Eben spreche ich Neumann, er glaubt sie auf der Wallstraße gesehen zu haben. Suche vielleicht findest Du sie wieder.  
Dein Freund Joseph.

Armer Eduard! rief ich, warum liebst Du sie allein ausgehen! Armer Vater, der sein Kind verloren hat. Eine trostlose Mutter, die ihr einziges Kind, ihre Karoline beweint. Der Brief ist von gestern. Noch ist es vielleicht Zeit; fort mit Häringssalat, Bordeaux und Leinöls, hier gilt es ein Menschenleben. Wenn es mir gelänge jene Karoline wieder zu finden, würde ich hinlänglich für ein verlorenes Abendbrod entschädigt sein. Schon sehe ich im Geiste die trostlose Mutter mir entgegenfliegen, wenn ich die Kleine an der Hand vor sie trete und ihr sage: Hier Madame bringe ich Ihnen das verlorene Töchterchen! Der Vater drückt mir die Hand, die Mutter sinkt weinend an mein Herz und ich schreibe über die ganze Geschichte eine Novelle Opus Eins. Marsch vorwärts, nach der Wallstraße.

### III.

Lieber Freund, frug ich einen ehrsamem Schuster der auf der Wallstraße vor seiner Thüre stand, haben Sie vielleicht gestern ein junges Mädchen hier gesehen, die verirrt und fern von Hause schien?

Verirrt? erwiederte der Mann des Peches. Ne die kommt man jeden Samstag hier in die Gegend.

Wie verstehen Sie das? — Nu ja! Verirrt! Sie meinen ja die Dolle, die mit die Drgel geht, die kommt man Samstags, entgegnete der Schuster und warf mir eine Ladung A B Reuter-Dualm in's Gesicht, der jedes weitere Wort auf meinen Lippen erküchte. Ich drehte dem Hühneraugen-Fabri-

kanten verächtlich den Rücken und ging weiter. Ein feister Metzger stand mit seinen bloßen untergeschlagenen Herkules-Armen vor seiner Wohnung.

Bester Herr! sagte ich zu ihm, entschuldigen Sie, wenn ich Ihre Zeit auf einige Augenblicke in Anspruch nehme. Eine trostlose Mutter beweint ihr Kind!

Das thut mich leid, entgegnete der Metzger, die is gewiß an die Masern gestorben, die regieren mang die Kinder. — Mißverstehen Sie mich nicht lieber Mann, die Kleine ist nicht gestorben, sondern allein von Hause gelaufen; Man will sie hier auf der Wallstraße gesehen haben! Ist Ihnen was davon bekannt?

Nu warten Sie mal, sagte der Metzger, da muß ich erst meine Brille aufsetzen um mir besser zu besinnen. Ja! Ne! Doch! Sagen Sie mal war es een Junge oder een Mädchen? — Ein Mädchen. Ein Mädchen! Ne! Doch! Hm! Ja ich entsinne mir so was! Ne! Doch! Ein kleenes Mädchen.

Nun so reden Sie! Was wissen Sie davon? Ein Mädchen? Hm! Doch! Ne! Ja! Richtig! Ein Mädchen hier uff die Wallstraße, ja ich entsinne mir. — Nun! — Die war alleene fortgelaufen von Hause! Ja richtig een kleenes Mädchen, ja es war een nettes Kind. Es mögen nun so ne Stücker drei oder vierundzwanzig Jahre her sind.

Ich warf dem Metzger einen Blick zu, der durch die ganze Dicke seines Kalbfelles in seine Koteletten dringen mußte und enifernte mich.

### IV.

An einer Ecke der Straße stand harmlos angelehnt ein hoffnungsvoller Eckensieber. Dergleichen Leute, dachte ich, wissen immer am Besten was auf der Straße passiert. Ich reichte ihm vier gute Groschen und sagte: Lieber Mann! Ein entseßliches Unglück ist geschehen. Ein kleines Kind ist von Hause weg-gelaufen und hat sich verirrt. Man will sie auf der Wallstraße gesehen haben. Wissen Sie etwas darüber? Der Eckensieber warf seine leuchtenden Blicke auf mich, steckte die Volkszeitung in die Tasche und sagte: Das sind die Folgen unserer Erziehung. Des kommt Allens von die Kreuzzeitung. Würden bei uns die Kinder wie in Friedenland von den Staat erzogen, so könnten sie nich von Hause fortloofen.

Aber in drei T. . . . . Namen! rief ich, was geht mich Friedenland an? Sagen Sie mir, ob Sie etwas von einem fortgelaufenen Kinde wissen.

War es denn eejentlich een Mädchen oder een Junge? — Ein Mädchen. — Ne, dann weest id's nicht niche. Von eenen Jungen weest id's, der verlorene Sohn, ach des is sehr scheene zu lesen in die Leihbibliothek von . . . . .

Schaafskopf, rief ich! — Ne so heest es nich, entgegnete ruhig der Mann der Ecke, — er heest Feabulinsky Leihbibliothek in die Dorotheenstrafe.

Die Wuth im Herzen ging ich weiter.

### V.

Eine gutmütige Alte saß strickend an der Hausthüre. — Liebe Frau, sagte ich mich ihr nähernd. Ein entseßliches Unglück ist geschehen! Ein kleines Kind ist von Hause weggelaufen und hat sich verirrt hier auf der Wallstraße.

Großer Jotte! rief die Alte! Sind Sie vielleicht



een Anverwandter? — Nein! Aber ich interessire mich für sie. Das Mädchen . . .

Auf hier nach die Wallstraße, jutster Herre, ach ja, ich weech es ja, das kleine Dings jammerte daß es mir weech ums Herze jeworden. Da sage ich zu meinen Mann: Jotfried, sage ich, sieh doch der arme Wurm. Wollen wirs nicht niche ins Haus nehmen? Frederike, sagt mein Jotfried, Du hast Recht Frederike, es is een armer Wurm, wir wollens ins Haus nehmen.

Das haben Sie gethan? rief ich die Hände der Frau ergreifend. Brave, liebe Frau, Gott möge es Ihnen lobnen. Hier sind einstweilen zwölf gute Groschen. Mehr habe ich nicht bei mir, aber Sie sollen fürstlich, königlich belohnt werden. Wo ist das Kind? — Der Vater hat es wiedergeholt.

Wiedergeholt? Glücklicher Vater! Wie mußte er sich freuen.

Ja er war sehr vergnügt, man ich verstund nicht was er sagte, es war een Ausländer von die französische Einquartirung anno 1812 den siebenzehnten August, Nachmittags vier Uhr.

Ich drehte mich auf meinem Absatze herum. Ne es war doch zwanzig Minuten nach viere, rief mir die Alte nach. Ich weech, Jotfried sagte mich dunnemals, unsere Uhr jinge eene Viertelstunde nach.

#### VI.

Schon verzweifelte ich an dem Gelingen meines edlen Vorhaben. Diese Bewohner der Wallstraße, in der Stadt der Intelligenz, hatten mich abgESPANNT und ermattet. Schon wollte ich fort, um mich noch einigermaßen an dem Häringssalat der Familie Leindl zu erquicken, da gewahrte ich einen jungen Mann, der in seinem Gefolge einen ehrsamem Constabler mit sich führte zu dem er sagte: Folgen Sie mir Constabler im Namen des Gesezes! Arretiren Sie die ganze Sippenschaft; denken Sie sich, meine Karlne geschlachtet!!

Geschlachtet! rief ich und das Haar sträubte sich mir auf dem Kopfe. Unglücklicher Vater!

Der Metzger hatte meinen Ausruf gehört. Auguste, rief er wahrscheinlich seiner Gattin zu! Des Kind is geschlachtet. — Dieser Ruf wirkte gewaltsam, Aus allen Häusern kamen die Nachbarn herzu und erzählten sich, unten in der

Wallstraße sei ein Kind geschlachtet. Freunde, rief ich, folgt mir! Vielleicht gelingt es uns noch das Kind zu retten. An der Spitze eines immer wachsender Volkshaufens, lief ich dem Constabler nach. Dieser drehte sich wüthend um. Was ist das vor'n Scandal? rief der Mann des Gesezes, macht daß ihr zu Hause kommt.

Schon hatte ich die Hand des unglücklichen Vaters gefaßt und preßte sie in den Meinigen. Armer Vater, rief ich, so sind denn unsere beiderseitigen Bemühungen fruchtlos geblieben? Armer Vater.

Herr, sind Sie toll! entgegnete er mir, was wollen Sie mit Ihrem Vater? Ein entseßliches Unglück hat Sie betroffen, fuhr ich fort — Ihre Karoline. — Woher wissen Sie? —

Ihr Töchterchen, vielleicht das Einzige. — Mein Töchterchen? Herr, sind Sie toll? Mein Pinscher, wollen Sie sagen, — ist von Hause weg-gelaufen.

Allerdings meine Karoline, ein allerliebster Pinscher, den man hier eingefangen und geschlachtet.

#### VII.

Ich blieb versteinert stehen. Der Metzger, die Alte, der Schuster, der Constabler und der unglückliche Vater, lachten mich aus und gingen weiter. Beschämt und erröthend, wagte ich nicht aufzublicken. Da senkte sich plötzlich eine nervigte Faust auf meine rechte Schulter. Ich drehte mich um. Es war mein Eckensteher, in der Hand hielt er die Volkszeitung.

Junger Mensch, sagte er mitleidig, des kommt von die entnervte müßigjängerische Zeit. Wären Sie een alter Friche, so hätten Sie sich mit nützlichere Dinge als mit verlorene Pudel abzugeben. Jehn Sie zu Hause und verschlafen Sie die Jeschichte. Wissen Sie, was Napoljon der Troße sagte: Tang dö brü pur ün Ohmölett:

So viel Bröhe zu eine Omelette.

Leben Sie wohl! Der Mann des Volkes verließ mich. Der aufgehende Mond beleuchtete meine enstellten Züge und im Vorbeigehen bei Leindls, warf ich einen letzten sehnsüchtigen Blick nach jene Fenster, hinter welchem ein famoser Häringssalat vergebens auf mich gewartet.

## Der reiche Musikant

oder

der Teufelspallast ad libitum.

An einem schönen Sommermorgen zogen einst zwei Musikanten auf ein nahegelegenes Dorf hinaus um zur Kirchweih aufzuspielen. Sie waren schon lange vor Tagesanbruch aufgebrochen und der Eine Matthias genannt, ein frommer rechtschaffener Mann, bedauerte es vor der Reise nicht noch die Messe gehört zu haben, worauf der Andere, Heinrich, spöttelnde Bemerkungen machte. Dadurch ließ sich der Matthias aber nicht irre machen und als sie in das nächste Dorf kamen, ging er in das Kapellchen

und betete inbrünstig um Gottes Segen für den Tag. Ihm zum Hohne aber stellte sich der andere draußen ins Freie hin und blies auf seiner Trompete allerei lustige Trinklieder. Da gesellte sich ein Reisender zu ihm und sagte lachend: „Ihr seid ja ein mordlustiger Musikant! Habt wohl mehr Gefallen an einem lustigen Trinkliede als an den Kirchenlieder?“

„Ihr habt es errathen!“ entgegnete Matthias, „Biel schöner ist ein heiteres Trinklied als Alles was sie drinnen singen. Ich bin keiner von den



Duckmäusern die jeden Tag zur Kirche laufen. Ich lebe so froh in den Tag hinein, wenn ich was verdiene ist's gut und wenn ich nichts verdiene, giebt mir der Pfaffe doch nichts."

"Gut gesprochen!" lachte der fremde Reisende. "Ich denke grad wie Ihr! das Geschwätz von der Kanzel ist doch nur gut für alte Weibslent und schwaches Männervolk." — "Ja meinte der Musikant, "oder für solche, die doch wissen warum sie unserm Herrgott zu danken haben, aber unsereins wüßt es wahrhaftig nicht denn ist das ein Leben sich plagen und plagen ein Tag um den Andern für's liebe trockne Brod? Da wohn ich in einem lumpenes Häuschen, das mir schier über dem Kopfe zusammenstürzt und steh ich Morgens auf und Koch mir die Suppe auf dem ärmlichen Heerd, so liegt der reiche Nachbar am Fenster mir gegenüber und läßt sich die Sonne auf's Haupt scheinen. Wenn mans so gut hat wie der, ist's kein Wunder, daß man alle Tag es seinem Herrgott dankt, aber Unser-einer."

"Ja Unser-einer!" fuhr der Fremde fort, "ist ein armes geplagtes Ding auf Erden! Wahrhaftig, es lohnte sich fast nicht mehr der Mühe zu leben und thät ichs nicht dem Herrgott zum Troste, ich hätte mir längst das Leben genommen."

"Oho!" lachte der Musikant, "Ihr seid ein witziger Geselle und ich hätte wohl Lust mit Euch den Tag zu verleben, wenn ich nicht hinaus müßte dem Bauernpack um wenig Geld zum Tanze aufzuspielen."

"Auch ich lieb lustige Gesellschaft!" versetzte der Fremde, "und Ihr seid mein Mann! Hab da im Säckel noch ein paar Goldstück und wollt Ihr den Tag mit mir verbringen, soll's Euch an Nichts fehlen und wenns Noth thut geb ich Euch noch einen Gulden mit auf dem Heimweg."

"I! der Tausend," rief der Musikant, "das ist nicht zu verwerfen, ich weiß Euch ein Wirthshaus in der Nähe, da giebt's einen Krug Wein wie nicht auf weit und breit in der Runde. So Ihr nicht mit mir gepaßet habt sind wir Handelsseins."

"Daß ich nicht spaße will ich Euch zeigen!" rief der Fremde und ließ einen Goldgulden in der Sonne blinken. "Schaut her das ist das wahre Mittel lustig und heiter seine Tage zu verbringen. Wenn ich nichts mehr hab so geh ich an die Arbeit und hab ich mir wieder was zusammen verdient, dann gehts leben los, wie heute, so alle Tage. Nun heidi ein fröhliches Lied geblasen und frischen Muthes voran. So gings voran über Stock und Stein bis zum nächsten Krüge und nun ging ein Zechen los, daß selbst dem Wirthen hören und sehen verging. — "Hör Bruder" rief endlich der Musikant und nun zechen wir schon 'ne ganze Weile und noch immer weiß ich Deinen Namen nicht. Sag an wie heißest Du? — "Renne mich wie Du willst!" lachte der Andere, "aber meinen wahren Namen sag ich nicht gern. Auch gilt Dir's ja gleich, wenns Herz nur auf dem rechten Fleck sitzt."

"Ja," rief der Musikant, "was scheert mich der Name, mein Freund bist und bleibst Du, das ist die Hauptsache. Also frisch drauf los Herr Wirth noch so ein paar Krüglein Heisa juchhei! Heut ist ein Leben!" — "Könntest es alle Tage so haben,"

brummte der Andere, "wenn Du es nur geschmeid anzufangen wüßtest!"

"Anfangen? lachte der Matthias, "ja das ist eben die Sach. Wenn man nur wüßte wie man's anfangen müßte". — "Nun ich wüßt schon so ein Mittelchen!" lachte der Fremde. — "Und das wäre," rief hastig der Musikant. — "Ganz einfach! Gehst alle Tage dreimal zur Kirche, lässest Dich in Dehmuth abkanzeln vom Pfaffen und so weiter."

"Ha! ha! ha!" lachte der Musikant, bist ein Mordferl. Alleweil den Scherz auf den Lippen. Hab's auch mit der Frömmigkeit probirt, aber hat nichts geholfen." — "Nun so müßte man's mal mit dem Gegentheil versuchen," brummte der Fremde.

Das Gegentheil wie so? meinte Matthias.

"Ach ich meinte nur so!" sagte der Fremde, "es war halt eine eitel hingeworfene Bedeutung ohne Sinn! Auch fehlt Dir's ja an Courage."

"An Courage?" rief zornig der Musikant. "So was laß ich mir nicht zweimal sagen! Also heraus mit der Sprache."

"Ja," meinte der Fremde, "geht es nicht mehr auf die eine Weise, so probirt mans auf die Andre. Ich mein, es wär eben just kein groß Plaisir auf Erden, jeden Morgen aus seiner niedrigen Hütte einen übermüthigen Nachbar ins Gesicht zu schauen. Ein eignes Haus wollt ich ihm vor die Nase setzen, daß er sich ärgern sollt von früh bis spät."

"Ein eigen Haus!" brummte Matthias, "ja da müßt man kein Musikant sein."

"Man muß es nur anzufangen wissen und Courage haben," lachte der Andere. — "Courage," rief nun der Matthias, "Courage! Die hab ich für viere. Ich fürcht mich weder vor Hölle noch Teufel." — "Das sind eitel Redensarten," sicherte der Andere.

"Eitle Redensarten?" rief der Musikant. "Nein so wahr ich Matthias heiße, ich fürcht mich weder vor Hölle noch Teufel." — "Willst schon glauben," brummte der Fremde, "wenigstens wär es so zu Deinem Besten. Der Teufel ist nicht so schlimm, als man sagt und hilft gerne." — "Ey so mag mir der Teufel helfen, ist dem so!" rief Matthias.

Da reckte sich der Fremde plötzlich in die Höhe, rückte dicht an den Musikanten und raunte ihm ins Ohr: "Mir hat er geholfen." — Matthias fuhr betroffen zurück. Der Andre aber rückte noch dichter an seine Seite und fuhr fort: "Unter Freunden hat man kein Geheimniß! Wenn ich mich heute früh für einen armen Reisenden ausgab, so geschah es aus Furcht vor Dieben und sonstigem fahrenden Gefindel, schau her."

Dabei schnallte der Fremde den ledernen Gurt ab und vor den erstaunten Augen des Musikanten rollten Goldstücke ohne Zahl auf den Tisch.

Dem Matthias verging Hören und Sehen! Große Schweißtropfen perlten von seiner Stirne herab. "Vertier' nur nicht gleich den Verstand!" rief der Fremde. "Fang's nur geschmeid an, wie ich, so kannst Du ja eben so viel haben und noch ein eigen Haus obendrein!" — "So das wahr ist, thue ich was Du willst!" rief der Musikant. "Nun es braucht nur ein Kleines!" sagte der Fremde. "Willst Du willig sein so schaff ich Dir bis Morgen ein eigenes Haus und Gold so viel Du willst. Nur mache ich eine Bedingung!" — "Und die wäre?"



frug der Musfiktant. — „Sobald Du nicht mehr zum Haus heraus kannst, gehörst Du mir mit Leib und Leben!“ — „Wenn ich nicht mehr zum Hause heraus kann, muß ich ja alt und krüpplich sein, und dann scheert mich das andere wenig!“ rief Matthias.

Ein furchtbarer Donnerschlag erschütterte das Haus. Matthias fühlte sich von seinem Gefährten erfaßt und fort ging es durch die Lüfte. Die Blitze zuckten um den Musfiktanten her und über seinem Haupte rollte das Gewitter in so furchtbaren Donnerschlägen, daß ihm Hören und Sehen verging, bis er festen Fuß faßte. Der Musfiktant rieb sich die Augen als er sich in seiner Wohnung wiederfand. Neben ihm stand sein Gefährte, roth gekleidet vom Kopf bis zu den Füßen. Kalter Angstschweiß perlte in dicken Tropfen an des Musfiktanten Stirne herab. Die letzten Spuren des Rausches, welcher vorhin seinen Sinn gefangen gehalten, waren verflogen. Draußen läuteten die Glocken zur frühen Morgensunde. Der Musfiktant war eben im Begriff auf die Knieen zu sinken, da faßte ihn sein Gefährte beim Arme und rief: „Glender Feigling! So steht es also mit Deinem Muth? So sinke denn auf die Kniee und flehe nochmals vergebens da um Hülfe, wo Du sie nicht zu finden hoffen darfst. Ist's so gemeint, so vergeh in Elend und Schande und lasse Dich aus Deiner armseligen Hütte durch die Gerichtsdienner verjagen!“ — „Verjagen?“ rief der Musfiktant. — „Ja verjagen!“ versetzte der Andere. „Schau her, dort liegt ein Schreiben, so Dir die Gerichtsdienner heute zugestellt haben, daß Du wegen des rückständigen Zinses aus dem Hause gejagt werden sollst. Also, entweder — oder. Mich drängt es fort!“ — Der Musfiktant durchlief das Papier und schnell war sein Entschluß gefaßt. „Wohlan!“ sagte er, „Topp, es gilt! Du schaffst mir ein eigen Haus und Geld in Fülle und ich bin der Deinige.“ „So bring mir's zu Papier und erwarte mich morgen um Mitternacht!“ rief der Andere indem er beim ersten Hahnenschrei verschwand.

Den ganzen andern Tag verbrachte der Musfiktant in banger Erwartung. Die Gerichtsdienner jagten ihn aus seiner Wohnung, er aber lachte ihnen ins Gesicht und sagte: „Wartet nur bis Morgen!“ Vor dem reichen Nachbar zog er nicht sein Müslein, sondern schaute ihn trotzig an und rief ihm zu: „Morgen sprechen wir uns wieder!“ Im Wirbshause zechte er tapfer drauf los und rief beim Abschiede: „Sendet mir Morgen früh 'nen Karren Wein, ich kanns bezahlen!“ Und wie er den Pfarrer traf da rief er ihm höhrend entgegen: „Herr Pfarrer wir Beide sehen uns nicht wieder, Ihr müßt denn zu mir kommen ins Haus, denn morgen bin ich ein reicher Mann und scheert mich nicht um Euch, noch um die Kirche und die ganze Stadt.“

Und als nun endlich die kommende Mitternacht herankam, da stand der Musfiktant vor seiner ehemaligen Hütte und wartete ängstlich und beklommen der Dinge, die da kommen sollten.

Endlich schlug die zwölfte Stunde und die lang ersehnte Hülfe erchien. Der Genosse des vorigen Tages kam in Begleitung einer ganzen Masse kleiner Kerle und die gaben sich ans Hämmern und Zimmern, ohne Geräusch zu machen, und nach einer

Stunde stand ein Pallast da wie ihn der jauchzende Musfiktant im Leben noch nicht gesehen hatte. Und wie Alles fertig war, ging er mit seinem Gefährten hinein; da strotzte Alles vor Gold und Edelstein! Wein stand der köstlichsten Art auf dem Tische, da tranken sie manches Glas und der Musfiktant legte sich berauscht auf das seidene Bette.

Als er am andern Morgen erwachte, war alles dunkel um ihn her. Vergebens suchte er nach Licht! Vergebens suchte er wieder einzuschlafen, wähnend es sey noch Nacht. Da schallte plötzlich vom nahen Kirchturme das wohlbekanntes Mittagsglöckchen und eine unaussprechliche Angst bemächtigte sich seiner. Vergebens suchte er nach einem Ausgange! Das Haus hatte weder Thür noch Fenster. Endlich gelang es dem Musfiktanten Licht anzuzünden. Die prächtigen Möbel und alles Gold lag noch da, aber was half das Alles! Mutterseelen allein in seinem Steinvallaste, abgeschlossen von Gott und den Menschen, überließ sich Matthias der Verzweiflung. Es war Kirchweihfest. Von draußen her klangen die lustigen Tanzmelodien zu dem Musfiktanten herüber, der sich in stummer Verzweiflung auf dem Teppich beladenen Boden herumwälzte. Die Kirchenglöcklein läuteten feierlich dazwischen. Draußen auf der Straße Alles Musik, Lust und Fröhlichkeit. Aus den Hütten kamen auch die Aermsten festlich geschmückt hervor und freuten sich jubelnd des Festes. Drinnen in dem goldbedeckten Pallaste war alles öde und leer. Da hielt sich der Musfiktant nicht länger, er raufte sich das Haar aus und verlangte nach dem Tode.

Und als aus dem Boden hervor, hohnlachend sich die rothe Gestalt seines Verführers erhob, da erfaßte den Musfiktanten eine unaussprechliche Angst. Vernichtet sank er auf die Kniee und bat Gott um Verzeihung und Hülfe. Horch, da tönten gegen die Mauer gewaltige Schläge! Es waren die Bürger, welche endlich die Furcht vor dem durch Teufelspuk über Nacht entstandenen Steinhaufen an seine Zer störung gingen. Der Musfiktant faßte neue Hoffnung und als der Böse sich seiner mit Gewalt bemächtigen wollte, da griff jener in der Verzweiflung nach einem goldenen Kreuzlein, welches er aus Gewohnheit an seinem Halse trug und hielt es dem Bösen entgegen. Draußen wurden die Schläge immer heftiger und kamen immer näher. Endlich fiel ein Stein in sein Gemach, dann noch einer und als endlich ein Loch in der Mauer war, und der Musfiktant den Außenstehenden um schleunige Hülfe flehte, da lachte der Teufel hell auf und rief: „Wohlan! bist Du nicht mein, so sollst Du auch nicht ihrer sein! und mit einem gewaltigen Schlag brach unter entsetzlichem Krachen das ganze Gebäude zusammen und begrub den Musfiktanten unter seinen Trümmern, ohne daß wie durch ein Wunder ein einziger der Hülfeleistenden verletzt wurde.

Die Trümmer des Teufelspallastes wurden aus der Stadt geschafft in die Nähe des Galgens und wo jener Teufelspuk einstens eine Nacht gestanden, errichtete frommer Bürgerfinn ein Kreuz über welches sich bald nachher eine Kapelle wölbte, welche noch heute im Munde des Volkes die Musfiktanten-Kapelle genannt wird.

Fabricius.



## Ein Schwabenstreich um jeden Preis.

Jede große Nation besitzt irgend einen Streifen auf ihrer Karte, wo die Einfalt in Masse beisammen wohnt und im lieben Deutschland ist das gute Schwabenländchen von jeher dazu auserkoren gewesen, diese Natur- und Himmelsgabe zu vertreten. Ein eingegrenztes Schwaben giebt es aber nicht mehr und daher ist man nothgedrungen, unter Schwabenland jenes Territorium zu verstehen, wo entweder der unfehlbare Verstand aufhört und die schwäbische Mundart anfängt oder wo sich die natürliche Einfalt potenzirt. Vergeblich sucht man darin aber das berühmte „Abdera,“ welches eine deutsche Dichtergroße als „Mythe geschaffen, um die menschlichen Verkehrtheiten in ein erweitertes Familienleben zu concentriren und den sogenannten Haarzopf über den Kamm zu scheeren und abzugeißeln.

Selbst die gemüthlichen Destrreicher, deren Söhne in der deutschen Bundesfestung Mainz den aufgeweckten Rheinländern schon so häufig Stoff für Witz und Humor boten, glauben steif und fest, daß die Ungarn noch weit mehr Einfalt mit auf die Welt brächten, als sie selbst, und wenn der Wiener Volkswitz irgend eine neue Beute macht, so kann man ziemlich mit Sicherheit darauf zählen, daß unter zehn Fällen der Ungar neunmal zum Stichblatt dienen muß. Mitunter wendet sich das Blatt aber auf curiose Weise und die vermeintliche Einfalt fördert oft ein Schlagwort in die Welt, das die nationale Andichtung höchst bitter und empfindlich zurückgiebt. Sicher gelang es jenem Ungarn vortrefflich, der als man ihm in Wien sagte, daß die Einfalt und Dummheit in seiner Heimath zu Hause sei, zur Antwort gab: „es ist auch wohl nicht anders möglich, denn auf der einen Seite liegt die Türkei, auf der andern Destrreich, wo soll denn da der Verstand zu uns hereinkommen?“

Ähnlich oder noch derber wurde der superkluge Handlungsreisende in Kolonialwaaren, Herr Fabrizious, heimgeschickt, der auf Rechnung des am Rhein renommirten Hauses Zucker et Comp. das Schwabenland bereiste und dort nebenbei noch die Einfalt provisionsweise ausbeuten wollte. Dieser Sohn Merkurs erwartete nämlich nichts anderes, als daß ihm, sobald er den Neckar einmal überschritten haben würde, jeden Tag mindestens ein halbes Duzend sogenannter Schwabenstreiche aufstoßen müßte, und hatte sich sogar ein eigenes Notizbuch beigelegt darin er sie alle der Reihe nach aufzeichnen und später in einer geordneten Sammlung zum Besten geben wollte. Als er aber während seiner ganzen Rundreise die Leute überall weit verständiger gefunden hatte, als er es nach seinem mitgebrachten Vorurtheil vermuthete, ward er völlig böse darüber, daß die treuherzigen Schwaben nicht wirklich hinter seinem Jahrhundert zurückstanden.

„Stauhn, gauhn und lebe lauhn“ (Sieben, gehen und leben lassen) ist in Bezug auf den Dialect das Wahrzeichen vom eigentlichen Herz von Schwaben; dahin war jetzt Herr Fabrizious einge-

drungen und genöthigt, einen kleinen Abstecker nach einem seitwärts gelegenen Landstädtchen zu machen, darin einige Spezereifrämer auf seiner Rundschäftsliste standen. Als er nun dort im Wirthshaus zum blauen Krug Posto gefaßt hatte und ihm der freundliche Wirth, das grüne Sammkäppchen in der Hand, mit der höflichen Anrede entgegen trat „mit was könne wir dem Herrle aufwarten?“ meinte er, da er sich jetzt in Erzschwaben mittendrin befände, daß es ihm am angenehmsten sein würde, wenn man ihm endlich einmal einen ordentlichen Schwabenstreich aufzischen würde, aber so recht neu und wie er überhaupt noch nicht dagewesen.

„Mein liebes Herrle,“ erwiederte der bescheidene Gastwirth, „mit den sogenannten Schwabenstreichen ist es ein eigenthümlich Ding, denn sie kommen eben so von ungefähr, wie der Witz bei anderen Leuten, der sich auch nicht durch Dampfkraft fabriziren läßt. Es muß sich wenigstens eine passende Gelegenheit dazu ergeben und wenn solche fehlt dann können selbst die Ur-Schwaben mit dem besten Willen nichts ausrichten.“

Das wäre doch jammerschade, meinte darauf Herr Fabrizious, wenn ihm dieser Genuß, auf den er sich so sehr gestreut habe, selbst auf dem klassischen Boden entginge und er seinen Freunden nicht einmal ein einziges Beispiel aus der eigenen Erlebnis mit nach Hause bringen könnte.

„Trösten Sie sich, Herrle“ beruhigte der Wirth, „und sagen Sie ihren Freunden, daß die Schwaben, wenn sie geschiedteren Leuten gegenüberstehen, heutzutage viel zu vorsichtig seien, um mit ihrer Naivität immer herauszuplazen, und daß ein Schwabenstreich in der Regel nur dann vorzukommen pflegt, wenn ein Anderer dabei steht der entweder gerade so dumm oder wo möglich noch dümmer ist als ein Schwabe. Außerdem ist auch noch aller Tage Abend, und vielleicht erleben Sie doch noch etwas, darin Sie einen Schwabenstreich herausfinden.“

Herr Fabrizious war durch dieses Gespräch nichts weniger als befriedigt und da er thatsächlich schon auf der Heimreise begriffen war, so glaubte er fast, daß er sein bis jetzt leer gebliebenes Notizbuch wohl zu anderen Zwecken benutzen werden müsse. Er war indessen durch die Anstrengungen des Tages ziemlich müde geworden und sehnte sich nach Bequemlichkeit. Dem Repräsentanten des Hauses Zucker et Comp. war aber ein kleines Reiseunglück begegnet, denn als er seinen Koffer öffnete, überzeugte er sich bald, daß er im Gasthof, wo er die vorige Nacht geblieben, seine Pantoffel stehen gelassen hatte. Die Stiefel waren aber einmal abgestreift, zur Ruhe wollte er sich noch nicht begeben und in den Socken zu verbringen, das ging ebenfalls nicht gut an, darum rief er den Wirth zum blauen Krug und begehrte das ihm Fehlende, nämlich ein Paar Pantoffel. Da sich solche aber im Hause nicht voranden und etwas Bequemeres nicht vorhanden war,



so suchte der dienstfertige Mann den Wunsch seines Gastes dennoch zu befriedigen und überbrachte bald darauf ein Paar leichte Sammschuhe seiner Ehehälfte, die er dem Fremden ehrerbietig zu Füßen legte.

Jeder Andere jovialen Sinnes würde über den Einfall des Wirthes herzlich gelacht haben, der verwöhnte und verdrießliche Reisende nahm die Sache aber anders und schallt den biederen Schwaben einen gewaltigen Esel, indem er nebenbei noch spöttisch die Ehre des Hauses angriff und bemerkte, daß man in jedem ordentlichen Wirthshause wohl noch ein Paar Pantoffel erwarten dürfe, wenn man seine eigenen zufällig einmal vergessen habe.

Der Gastwirth entschuldigte sich nach allen Seiten und bedauerte, dem Verlangen seines Gastes nicht besser entsprechen zu können, aber alles Reden konnte nichts helfen, denn der gestrenge Herr Reisende begehrte das Verlangte jetzt noch barscher als vorher. „Nehmen Sie meine Stiefel da mit hinunter, daß sie gewichst werden,“ sagte er, „und besorgen Sie mir dafür ein Paar Pantoffel; wo Sie sie hernehmen, ist mir ganz einerlei.“

Der Wirth nahm jetzt die Stiefel und ging schweigend von dannen, nach einer kurzen Weile überbrachte er aber dem hochfahrenden Fremden ein Paar Pantoffel, die ihm wie an den Fuß angegossen und so bequem saßen, daß er sich damit völlig zufrieden gestellt zeigte. „Sehen Sie,“ sagte er zu dem Gasthalter, „daß sich am Ende alles findet, wenn man nur ernstlich danach greift.“ Der Andere machte dabei aber einen unterwürfigen Kagenbuckel und entgegnete: „Unsereiner thut halt, wie es die Herren belieben.“

Am andern Morgen, als der Reisende den Kaffee getrunken und sich zum Ankleiden anschickte, vermischte er noch seine Stiefel vor der Zimmerthür, wo man sie in den Gasthöfen wiederzufinden pflegt. Da rief er denn nach dem Hausknecht und brummte für sich: „das Schwabenvolk ist doch noch erbärmlich weit zurück in der Kultur.“

Der Hausknecht war aber abwesend und darum eilte der Wirth selbst hinauf, um nach dem Begehren des Schreiers zu fragen. „Meine Stiefel bringen Sie mir, die Sie gestern Abend mitnahmen; wie lange soll ich denn noch darauf warten!“ war die Antwort.

Der Beauftragte entfernte sich und erschien nach wenigen Augenblicken wieder, indem er dem Herrn Commis voyageur ein Paar blank gewichste Stiefelschäfte respectvoll auf den Tisch legte, ohne ein Wort zu sprechen.

„Zum Henker, Herr Wirth, was soll denn das einfältige Zeug bedeuten. Was legen Sie mir da auf den Tisch, haben Sie denn nicht gehört, daß Sie mir meine Stiefel von gestern wieder besorgen sollen?“

„Allerdings, Herrle, die habe ich Ihnen eben auch gebracht, sehen Sie gefälligst zu, wie Sie damit zurecht kommen.“

Wie sich denken läßt, entstand jetzt ein großer Wortstreit. Der Gastwirth hielt sich aber an den Wortlaut der erhaltenen Befehle, und da der Andere nicht läugnen konnte, gesagt zu haben: — Nehmen Sie meine Stiefel mit und besorgen Sie mir dafür ein Paar Pantoffel, einerlei wo Sie sie hernehmen, — so konnte er den prompten Gasthalter nicht zur Rechenschaft ziehen, weil dieser am vorigen Abend die Schäfte von den Stiefel bis über den Reichen abgeschnitten und die complementären Theile als Pantoffeln überbracht hatte.

Als zuletzt aber Herr Fabrizious mit der Frage hervortrat, was nunmehr mit dem verstümmelten und völlig werthlos gewordenen Zeug anzufangen sei, da meinte der schalkhafte Wirth vom blauen Krug, daß er die Fragmente als eine Erinnerung an einem originellen Schwabenstreich aufbewahren möge, danach er sich ohnedies schon so lange gefehnt habe. Glücklicherweise hatte Herr Fabrizious noch ein zweites Paar Stiefel im Koffer, sonst hätte es geschehen können, daß seine Abreise nicht so schnell von Statten ging, als es wirklich der Fall war.

— Wenn einer eine Reise thut, dann kann er was erzählen. — Es konnte daher nicht fehlen, daß Herr Fabrizious, als er wieder nach Hause kam, von seinen Freunden um die Mittheilung der Schwabenstreiche bestürmt wurde, die er zu erleben gehofft und als Anekdotenjäger mitzubringen versprochen hatte. Den einzigen aus seiner Praxis verschwieg er aus leicht begreiflichen Gründen, im Allgemeinen sprach er sich aber aus, daß ihm ein Erzschwabe im Vertrauen mitgetheilt habe, zur Ausführung eines Schwabenstreichs gehöre immer ein Dummkopf oder ein Sündenbock. Füglicherweise hätten ihm daher keine praktischen Erfahrungen dieser Art begegnen können, sonst aber wären die Schwaben recht herzgute, zuvorkommende und naive Leute, und im Grunde gerade auch nicht so dumm, als sie ausfähen und in der Welt verschrien seien.

Als schließlich noch Herr Fabrizious seinen Prinzipal den speziellen Bericht seines Reise-Erfolges darlegte, rümpfte das Haupt der Firma Zucker et Comp. ob der schlechten Geschäfte die Nase und schüttelte bedenklich den Kopf. In einer inzwischen aus Schwaben eingelaufenen Correspondenz kam aber auch folgender Passus vor:

„Indem wir bedauern, von den dargebotenen Offerten nur geringen Gebrauch machen zu können, erwarten wir übrigens noch vor Fasten die bereits aufgegebenen Bestellung Stockfisch, davon wir von Ihrem Reisenden die Probe entnahmen.“

Und von der Stunde an, als Herrn Fabrizious diese Zeilen zu Gesicht kamen, beschloß er, nie mehr nach Schwaben zu gehen.



## Die betrogenen Spieler.

In der Weinwirtschaft bei Faust giebt es die besten Carbonaden und überhaupt Abendportionen, und das hatte der Lotterie-Revisor Schnepf bald heraus, obgleich er erst vor kurzem aus einer der alten Provinzen, wo nur das Bier das Herz erfreut, in die Rheinlande verlegt worden war. Herr Schnepf, ein angehender Vierziger und zugleich noch Junggeselle, zeigte wie alle gemüthlichen Menschen, die beim Bier zur Wohlbeleibtheit gelangen, einen starken Hang zum Pflagma. Wenn er daher des Abends in der Faust'schen Weinschenke saß und seine Portion als Abendschmauß verzehrt hatte, so dauerte es in der Regel nicht lange, bis er gewohnheitshalber in seinen bleiernen Schlaf versiel, und darin konnte ihn weder die Munterkeit noch das Geräusch der übrigen Gäste stören.

Eines Abends saßen einmal ihrer vier beisammen und spielten Solo; an ihrem Tisch war aber wie immer eingeschlafen der Lotterie-Revisor Schnepf. Einer der Mitspielenden, ein lustiger Seifensieder des Städtchens, hatte die Gewohnheit, jedesmal mit der Faust derb auf den Tisch zu schlagen, wenn er Trumpf auslegte oder eine Karte stach, aber auch diese Erschütterung, die sonst einen Dachsen aufschreckt haben würde, ging spurlos an dem trunkenen Revisor vorüber. In der Gesellschaft war zwar früher schon öfter die Frage aufgeworfen worden, ob dem Jünger Morpheus das Schlafen im Wirthshaus nicht abgewöhnt werden könnte, allein es fand sich keiner, der das „Wie“ zu lösen verstand. Heute brachte aber der Seifensieder einen eigenthümlichen Einfall in Vorschlag, den die andern sogleich mit Vergnügen aufgriffen, weil sie sich alle davon die radikale Heilung des Revisors versprachen. Man verabredete sich nämlich, sämtliche Lichter im Zimmer auszulöschen und die bisherige Unterhaltung an allen Tischen im Dunkeln ungestört fortzusetzen. Einer aus der Mitte sollte es aber übernehmen, den Revisor mit Gewalt aus dem Schlaf zu wecken, den sie alsdann im Wahne beihören wollten, daß er erblindet sei.

Die Vorbereitungen waren bald geschehen und rings umher herrschte Finsterniß und Nacht. An allen Tischen wurde ein lebhaftes Gespräch fortgeführt und an jenem, wo Herr Schnepf eingeschlafen war, überboten sich die vier Kartenspieler im Lärmen und Poltern beim Trumpfausschlagen um die Wette. Jetzt trat der dazu bestimmte Wecker an den Schlafenden heran, klopfte ihm tüchtig auf die Schulter und sprach: „Erlauben Sie, Herr Revisor, daß ich um den Tisch herumkomme; ich bitte nur ein wenig bei Seite zu rücken.“

Schnepf erwachte aus seiner Letargie. Da er aber nur lautes Leben um sich herum vernahm, alles hörte, jedoch nichts sehen und unterscheiden konnte, rieb er sich einige mal die Augen.

„Schippen-As“, rief sein nächster Nachbar und schlug die Karte auf den Tisch.

„Besser“, schrie der andere und gab den Nachdruck mit dem Knöchel.

„Trumpf“, ließ der dritte erschallen und zog so stark auf, daß die Pugscheere vom messingnenen Leuchter sprang.

„Du mußt Farbe bekennen“, fiel der vierte ein, und damit begann ein Disputat, wie er vorher abgefartet worden war.

Jetzt wurde es dem Revisor angst und bang, denn er glaubte wirklich das Augenlicht verloren zu haben. Als sich ihm aber gar noch einer der Gäste näherte, der auf den Dosenbedel klopfte und sagte: „Ist Ihnen eine Priese gefällig, Herr Revisor!“ Da erreichte der Schrecken seinen Höhepunkt. „Um Gotteswillen“, rief er aus, „liebe Leute ich sehe nicht mehr! Wehe mir, ich bin mit Blindheit geschlagen!“

Die Anwesenden tapyten durch die Finsterniß und umringten den geängstigten Tobias. „Es ist doch ganz hell im Zimmer“, sagte der Kürschnermeister Zobel, und der Färber Blauband fügte hinzu: „Reiben Sie sich die Augen aus, Herr Schnepf, Sie sind wohl nur etwas schlaftrunken.“

„Nein, nein“, lamentirte aber der Revisor, „meine Augen stehen mir offen und sind mir so klar wie mein Verstand, ich habe sie schon die ganze Zeit über gerieben, seitdem ich aus dem Schlafe geweckt wurde, allein es will alles nichts helfen. Ich höre ganz deutlich, was um mich herum vorgeht aber ich kann nichts mehr sehen. Ich bin unglücklich, ich bin erblindet!“

„Das wäre ja sehr schlimm“, fiel hier der Seifensieder ein, „aber wenn Sie wirklich an Ihre Blindheit glauben, Herr Revisor, dann müssen wir Sie schleunigst nach Hause bringen und einen Arzt rufen lassen, vielleicht kann Ihnen durch schnelle Hülfe noch leicht geholfen werden.“

Der Revisor war mit Allem einverstanden und ließ sich alles gefallen, sogar auch, daß man ihm ein Tuch um die Augen legte, angeblich um sie vor dem Einfluß der kühlen Nachtluft beim Nachhausegehen zu schützen, damit das Nebel nicht noch verschlimmert werde. In der Wirklichkeit wollten die Spatzvögel damit aber verhüten, daß der Revisor nicht sogleich enttäuscht würde, wenn er auf die Straße käme und wo ihn die hellbrennenden Laternen augenblicklich belehrt hätten, daß er gefoppt worden sei.

Zwei der Gäste nahmen nun den unglücklichen Herrn Schnepf in ihre Arme und geleiteten ihn mit verbundenen Augen in seine Wohnung. Die Hauswirthin erschraek beinahe bis auf den Tod, als sie vernahm, daß ihr Miethsherr plötzlich erblindet sei und eilte in aller Hast davon, den Doktor herbeizuholen. Die beiden Geleitmäner fanden es indessen nicht gerathen, dessen Ankunft abzuwarten und überhaupt länger zu verweilen; ehe sie sich aber entfernten, empfahlen sie dem Patienten an, ruhig



auf dem Sopha sitzen zu bleiben und die Binde nicht früher von den Augen abzunehmen, bis es der Arzt selbst verlangen würde.

Der Revisor schwebte übrigens nur noch eine kurze Weile in seiner peinlichen Angst, denn als die Hauswirthin alsbald zurückgekehrt war und den Doktor mit dem Licht in das Zimmer eingeführt hatte, erhielt er auch das abhanden gekommene Sehvermögen wieder. Die Lektion that aber gute Wirkung, denn Herr Schnepf gelangte dadurch zur Einsicht, daß der Mensch eine öffentliche Wirthsstube nicht mit einer Schlafstelle verwechseln solle.

In der Faust'schen Weinschenke wollte dagegen das Lachen kein Ende nehmen, als der Revisor mit seinen beiden Begleitern um die Ecke war, so sehr ergöhte der gelungene Witz. Die Lichter wurden nach und nach wieder angezündet und auch die vier Solo-Spieler schickten sich wieder an, die unterbrochene Partie fortzusetzen, doch kaum hatten sie ihre vorigen Plätze eingenommen, so fanden sie zu ihrem Erstaunen, daß alles Spielgeld, das sie sorglos auf dem Tisch liegen gelassen hatten, in der

Dunkelheit verschwunden war. Dieser Zwischenfall erschien allen als ein Räthsel, zu dessen Lösung Kissete, die Aufwärterin, wahrscheinlich den richtigen Schlüssel zeigte, indem sie darauf aufmerksam machte, daß vorhin am Dfentisch ein fremder Mensch Platz genommen, und dem sie einen Schoppen Wein gebracht habe; derselbe sei jetzt mit Hinterlassung seiner Zechen abhanden gekommen und darum vermüthe sie nun, daß der geheimnißvolle Unbekannte die Dunkelheit benutzte, das Geld eingestrichen und sich damit aus dem Staub gemacht habe, während alle ihre Aufmerksamkeit auf den Revisor gerichtet hatten. Anders konnte es auch nicht gewesen sein, denn unter den Anwesenden, lauter bekannte ehrlichen Leute, konnte man keinem einen solchen Mißgriff zutrauen.

Der Gaunerstreich war mithin zugleich auch eine Lektion für die vier Hauptspasßvögel, die das Blindkuhspiel angestiftet hatten und die alte Lehre nicht hätten vergessen sollen: „Im Dunklen ist gut munkeln.“

H. J.

### Drei Burschen.

Küster und in sich versunken  
Safen in dem Bremer Keller  
Ohne jeden Lebensfunken  
Drei bemooßte Häupter. Schneller  
Als gewöhnlich sind die Zimmer  
Mit den Gästen angefüllt,  
Bei der Lampe trüben Schimmer,  
Tief vom Rauche eingebüllt.  
Als wären sie aus Steinen  
Mit vieler Mühe gebauen,  
Als wär in den Gebeinen  
Kein Tropfen Bluts zu schaun,  
So sitzen sie und schweigen  
Aus Schmerz und Freude still,  
Doch keiner Schmerzen zeigen  
Oder Freude verrathen will.  
Es walt in reichen Veden  
Das dunkle Haar vom Haupt  
Bis zur Lippe kalt und trocken,  
Die des Blutes ist beraubt,  
Die Schläger an der Seite,  
Die Brust voll hohem Muth,  
Doch keiner findet Freude  
An des Purpurweines Gluth.  
Die Gäste blicken lange  
Die stummen Zecher an,  
Es wird ihnen unheimlich und bange,  
Doch keiner sie anreden kann.

Da springt der Erste vom Sessel,  
Er faßt sein Schwert bei dem Kauf,  
Er löst der Junge die Fessel,  
Ruft düsteren Blickes darauf:  
Ich war nur ein froher, ein wilder Gesell,  
Ich mochte nur lachen und trinken,  
Da sah ich plötzlich zwei Sternlein hell  
Aus Nöschens Augen mir blinken,  
Doch mag der Teufel den Weibern trauen,  
Ich fand sie im Armen des Grafen  
Im Garten bei des Morgens Grauen  
Ganz sorglos eingeschlafen.

Da presste die Muth zwei Zähren mir aus  
Und machte mich zu ihrem Sklaven,

Da schwang aus der Scheide das Schwert ich heraus  
Und taucht es im Busen des Grafen.

Da wetterleuchtet des Zweiten Gesicht  
Wie der Blyg aus düsteren Wolken bricht,  
Er zerschmettert den Krug mit dem Wein  
Und ruft: daß es glüht durch Mark und Gebein.

Ich schägte Marie'n, ich liebte nur sie,  
Verschmähet war jedes Vergnügen.  
Das ihre Gegenwart mir nicht lieb,  
Und doch konnte sie so mich betrügen.  
Da packten die Wirbel des Kriegs mich an,  
Seine Fluth riß mich mit hinab,  
Doch die Rach' ich im Herzen nicht stillen kann  
Bis über mir trauert das Grab,  
Und trifft eine Kugel mein wirres Gehirn,  
So sei mein letztes Gebet:  
Ein Fluch auf ihr Haupt, so möge die Dirn  
Hinsinken, wo Alles vergeht.

Da glüheten Freude des Dritten Züge,  
Ein Lächeln umspielte den Mund,  
Als ob sein Glaube nimmer ihn trüge,  
Als ruh' er auf festem Grund.  
Er hob den Becher hoch in die Luft  
Und freudig die schallenden Worte er ruft:  
Ich werde so süß und so feurig geliebt,  
Emilie hat nie mir gegrollt,  
Und war ich in innerster Seele betrübt,  
So lächelte sie mir doch hold.

Da grinseten Hohn die anderen Beiden,  
Sie wollten dem Bruder sein Lieben verletzen,  
Doch er hebt muthig das Glas empor  
Und durchruft der Gäste aufhorchendes Ehor:  
Damit Ihr seht, daß Euer Hohn mich nicht trifft,  
Daß Nichts mich zum Zweifel kann bringen,  
So werd, ist sie untreu, der Trank mir zu Gift,  
So möge der Becher zerspringen.

Da greifen die Andern hurtig zum Glas,  
Und als ihr Smollis erklingen,  
Da war der Dritte todtenblaf,  
Sein Becher war zersprungen.

G. Zeuse.





„Ach, Sontags werd' ich aach so daleihe!“





Bucherer. Denken Sie Herr Baron, ich bin schon viel herumgereist, ich war sogar schon auf dem Pie von Teneriffa.

Baron. Warum sind Sie denn nicht gleich dageblieben, ich bin überzeugt, daß Sie sonst nie mehr so nahe an den Himmel kommen werden.



„Nu süch ens an, do kütt dir dat Doh alt widder op et Tippe on gestern han se'n esch los gelohbe!“  
 — Galt de Muhl, verdammte Jung, et es schön, wenn mer sich emmer esu opföht, dat mer emmer noch ens  
 widderkommen kann. —





Sie wollen also in Del gemalt sein? Verehrtester!  
 Ja wohl, aber schauen's, da müßens halt a gut's Del dazu neh'm'n, damit es eine gute  
 Beleuchtung wird.



„Können se mir nich  
 drei Dhaler pumpen,  
 Herr Pechwis? — Ich  
 möcht' vor allen Din-  
 gen ihnen die Stieweln  
 von neulich bezahlen,  
 dann brauche sie mir  
 keine Nota zu schicken,  
 heren se?“



Hauptmann. Feldwebel Wachtelhuber, die Gemeinen Dasinger und Stumel sind zum Grabmachen kommandirt.

Feldwebel. Herr Hauptmann der Gemeine Stumel liegt im Lazareth.

Hauptmann. Macht nichts. 's Maul g'halten! Wer kommandirt ist, ist kommandirt! Fertig! kehrt euch!



Bauer. Sagens mal, Herr Doktor, was is denn der Unterschied zwischen einem ordentlichen und einem außerordentlichen Professor? — Student. Ja schaut's die außerordentlichen Professoren, das sind die, die nichts ordentliches wissen, und die ordentlichen Professoren, das sind die, die nichts außerordentliches wissen!



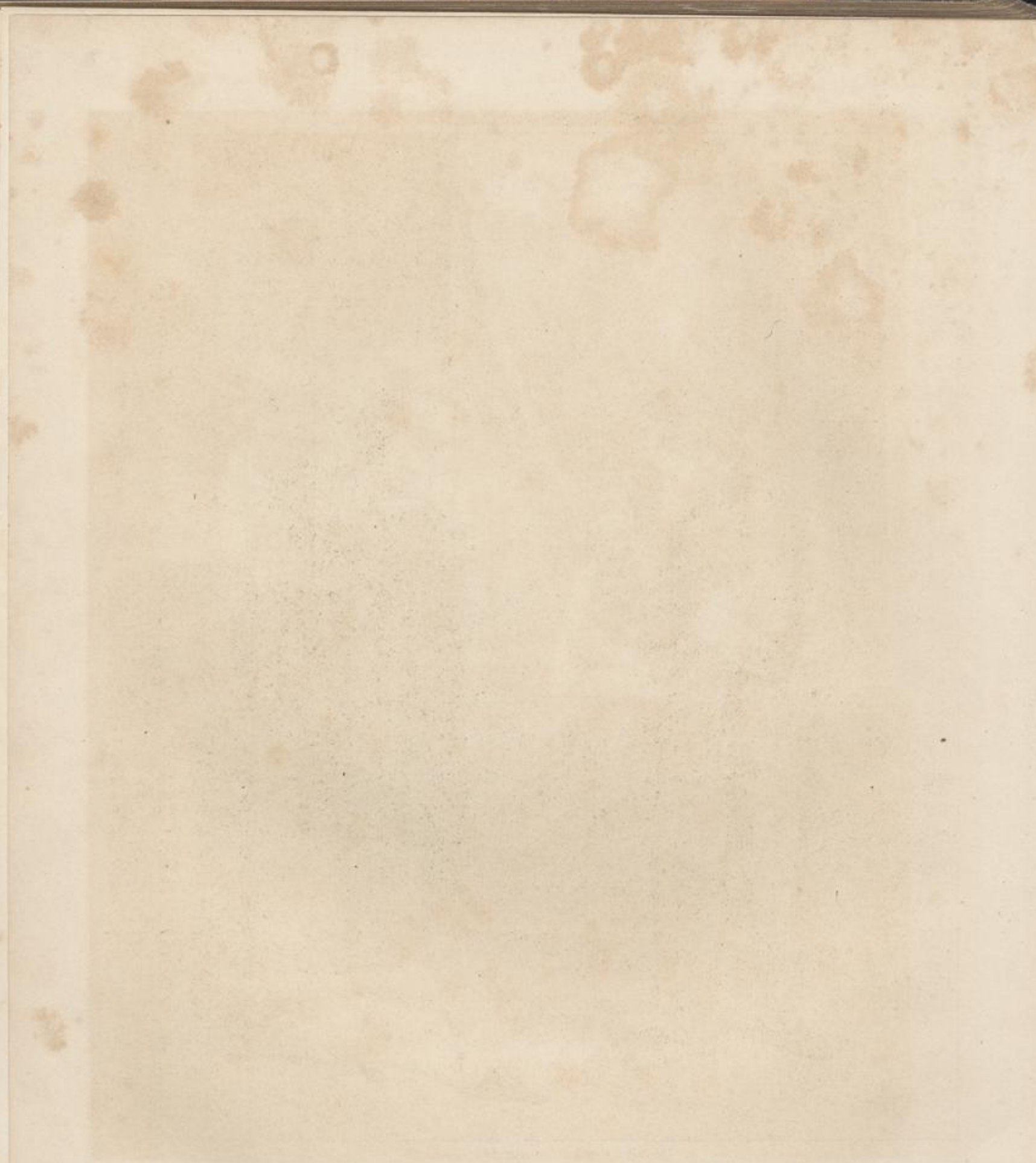


Lith. Jnst. v. Arnz & C<sup>o</sup> in Düsseldorf.

### In Darmstadt.

„Verzeihen Sie, bester Herr, wie kommts denn, daß hier Alles so öde, so still  
und leer ist auf den Straßsen, man sieht ja keine Menschenseele?“  
„Sehen Sie denn nicht, da hinten da wimmelt ja schon Einer.“ —





THE UNIVERSITY OF CHICAGO  
LIBRARY  
310 EAST 5TH STREET  
CHICAGO, ILL. 60607  
U.S.A.





Lith. Jnst. v. Arnz & C<sup>o</sup> in Düsseldorf.

Fing, Fing, komm ens erufs! \_Wat es, wat wellst de dann en aller Herjottsfröh?  
Sağ, lihn mich die King (dein Kind) \_Ja wat jist de dann? \_7½ Sgr.  
No, dun et alt, et es doch wahl jenog. \_Oh wat dafür dunn ech et nit.  
No, dann lieh'et det stohn, da wöhr ich domm, für 10 Sgr. kriegen ich ene blingé  
Mann.



The first part of the book is a history of the  
city of London from its foundation to the  
present time. It is written in a clear and  
concise style, and is well illustrated with  
maps and woodcuts. The second part of the  
book is a history of the city of London  
from the year 1660 to the present time.  
It is written in a clear and concise style,  
and is well illustrated with maps and  
woodcuts.





Lith. Jnst. Arnz. & C<sup>o</sup> in Dusseld.

„Haben Sie neue Häringe, Madame?“ —  
„Haben thun wir alleweile jetzt eben noch keene nich, aber kriegen  
könnte es velleicht bald sinn, dafs wir welche thäten!“





Die schönsten Bäume sind wohl Tanne  
Wie sie sind sie denn  
Der eine ist 2 der andere 3 Jahre alt

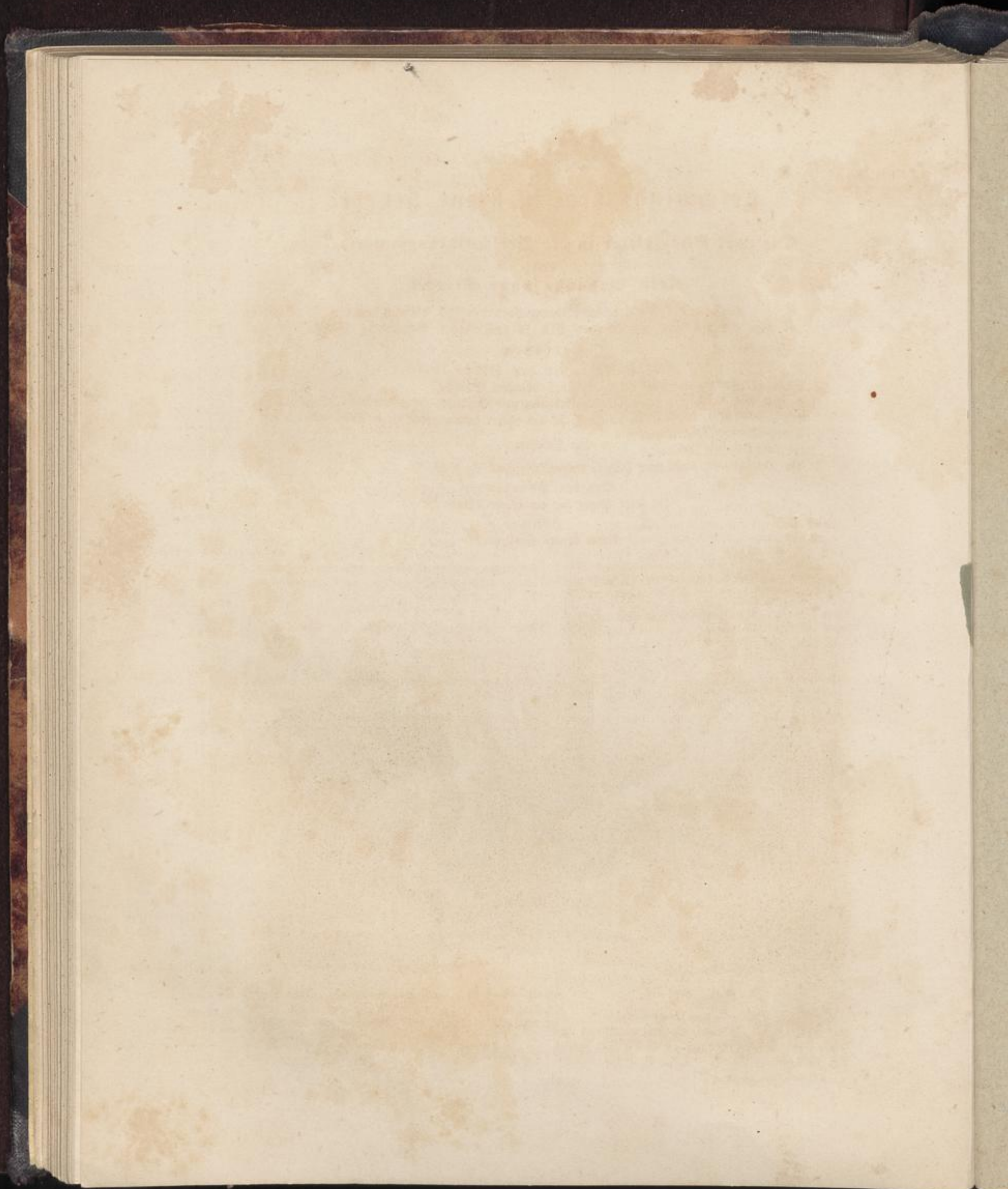




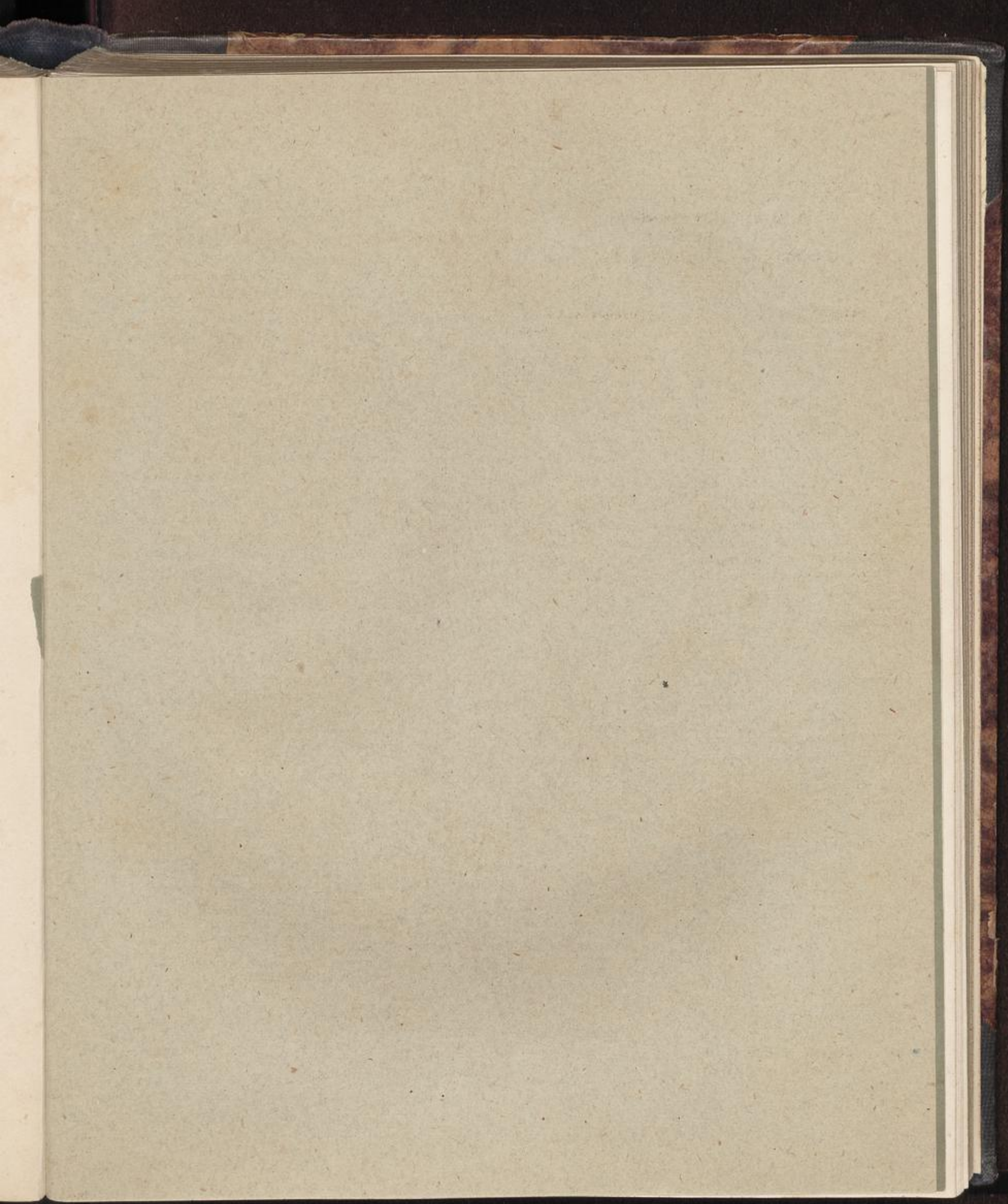
Lith. Jost Arnz & Co in Düsseldorf.

„O, die allerliebsten Bübchen! Es sind wohl Zwillinge?“  
— Ja. — „Wie alt sind sie denn?“  
— Der eine ist 5 der andere 6 Jahre alt. —











In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden:

**Theorie und Casuistik**  
des gemeinen  
**Civilrechts.**

Ein Handbuch für Praktiker  
verfasst von

**Rudolph Freiherrn von Holzschuher,**  
Doctor der Rechte und vormals Reichsstadt Nürnbergischem Rath-  
consulenten, Ritter des K. Bayer. Verdienstordens vom h. Michael.

Erster Band.

Zweite, sorgfältig umgearbeitete, vermehrte und verb. Auflage.  
gr. 8. broch. Preis 3 Thlr. 15 Ngr.

Die nöthig gewordene 2. Auflage dieses Werkes ist wohl  
der beste Beweis seiner Brauchbarkeit, welche durch die neue  
Umarbeitung sehr erhöht worden ist.

**Dr. Caspari's**  
**Homöopathischer Haus- und Reisearzt.**

Ein unentbehrliches Hilfsbuch für Jedermann,  
insbesondere für alle Hausväter, welche auf dem Lande, entfernt  
von ärztlicher Hülfe, wohnen, um sich dadurch ohne dieselbe in  
schnell entstandenen Krankheitsfällen für den ersten Augenblick  
selbst helfen zu können. Herausgegeben von Dr. F. Hartmann.  
Zehnte Auflage, durchgesehen und verbessert von Dr. Alex.  
Hartmann. gr. 8. broch. Preis 24 Ngr.

Eine zehnte Auflage bedarf wohl keiner Empfehlung.

NEW

**MERCANTILE CORRESPONDENCE**

embracing, in a systematic Manner, all the principal transactions  
viz. Banking business, purchasing and selling of Goods, com-  
mission business, insurances, averages and a great variety of other  
Matters connected with Commerce. To which is added an appen-  
dix containing an English-German and German-English Mercan-  
tile Terminology, and a collection of forms indispensable to the  
man of business. By Dr. F. E. Feller, Director of the public  
Commercial Academy of Gotha.

2d. revised Edition. gr. 8. br. Preis 1 Thlr.

**M. Rosenmüller's**  
**Mitgabe für das ganze Leben**

beim Ausgange aus der Schule und Eintritt in das  
bürgerliche Leben am Tage der Confirmation der  
Jugend geheillgt.

Miniatur-Ausgabe

nach der vierzehnten, von Dr. Chr. Niemyer, Pfarrer und  
Ritter des r. A. O., besorgten Auflage.

Mit einem Stahlstich.

Zweite Auflage. 16. Preis 1 Thlr. 6 Ngr.

Gebunden in feinem Sarsenetbande mit Goldschnitt. Vorder-  
seite und Rücken über und über in feinsten Vergoldung. Titel,  
in Gold- und Bronzedruck. Titelstahlstich von C. Preisel, nach  
Prof. Retzsch. Neue Schrift auf feinstem Maschinen-Velin.

Ein Kunstwerk in Bezug auf feine Buchbinderei.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig ist so eben  
erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden:

PETITE  
**BIBLIOTHÈQUE FRANÇAISE,**

ou choix des meilleurs ouvrages de la littérature moderne,  
à l'usage de la jeunesse, suivi d'un questionnaire,  
par Mme. A. Brée, Maitresse de conversation à l'Institut français  
de Leipzig.

Vol. III. Madeleine, extrait de l'ouvrage de Jules Sandeau. Troi-  
sième édition. Vol. IV. La Morale enseignée par l'exemple.  
Troisième édition. 16. broch. Preis à 5 Ngr.

**Die Drainage,**  
**deren Theorie und Praxis.**  
Vom Meklenburger Patriotischen Verein gekrönte  
**Preisschrift.**

Von **L. Vincent,**

Wiesenbaumeister der Pommerschen ökonomischen Gesellschaft,  
Docent an der Landbau-Akademie zu Regenwalde, corresp. Mit-  
glied der K. Centralstelle in Württemberg.

Mit 7 Tafeln in Querfolio. Zweite verbesserte Auflage.  
gr. 8. broch. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

Der schnelle Absatz der ersten Auflage ist wohl die beste  
Empfehlung für die Zweite.

**Fliegende Blätter für Musik.**

Wahrheit  
über

**Tonkunst und Tonkünstler.**

Von dem

Verfasser der „Musikalischen Briefe.“  
Zweiter Bd. 7. Heft. Lex. 8. Preis 15 Ngr.

Zu Festgeschenken empfiehlt Ferd. Dümmlers Verlags-  
buchhandlung in Berlin:

**Luise,** Königin von Preussen. Ihr Leben,  
Leiden und Sterben. Dem Volke erzählt von  
Friedrich Adami. 8. geh. 20 Sgr.; in  
engl. Einbd. 1 Thlr. mit Goldschnitt 1 $\frac{1}{3}$  Thlr.

**Undine.** Eine Erzählung von Friedr. Baron de la  
Motte Fouqué. 9. Aufl. Illustrierte Pracht-  
Ausgabe. 1855. gr. 8. geh. 2 Thlr.; gebd. mit  
Goldschn. 2 $\frac{2}{3}$  Thlr. Volksausgabe (8. Aufl.)  
8. geh. 15 Sgr. gebd. mit Goldschn. 25 Sgr.

**Kater** Lebensansichten des Katers Murr nebst  
fragmentarischer Biographie d. Kapellmeisters  
Joh. Kreisler in zufälligen Makulaturblättern.  
Herausgegeben von E. T. A. Hoffmann.  
**Murr.** 3. Aufl. Zweiter Abdruck. 2 Thle. (30 Bog.)  
gr. 16. 1856. geh. 10 Sgr.; in engl. Einb.  
17 $\frac{1}{2}$  Sgr. desgl. mit Goldschnitt 20 Sgr.

Musterzeitung „**Penelope**“. (Verlag von C. Flemming in  
Glogau.) Wir erlauben uns die Damenwelt auf dieses seit 4 Jahren  
erscheinende Blatt aufmerksam zu machen; dasselbe gehört zu den  
bestredigirten Blättern dieser Art und ist trotz des ungewöhnlich  
billigen Preises (für 9 Sgr. das Quartal durch alle Buchhandlungen  
und Postämter zu haben) eben so reichhaltig, als die doppelt so  
theuern Musterzeitungen.  
P.